

hervortrat.

Samir hatte ein paar Worte mit dem Fremden gewechselt, und sie hatten sich kurz umarmt, ehe sie im Gänsemarsch die steile Böschung hochmarschiert waren. Die Gestalt ging federnd und sicher, und Nabil dachte, dass es eine Frau war. Sie führte sie zu einem weißen Lieferwagen auf einem einsamen Parkplatz. Samir hatte vorne Platz genommen, die beiden anderen hatten sich mit ihren Koffern und Rucksäcken im Laderaum auf den Boden gesetzt.

Im Wohnzimmer klingelte ein Handy. Fadr und Samir sahen ihn ernst an, als er aus dem Bad kam. Fadr schob das Handy in die Tasche, und Nabils Beine gaben unter ihm nach.

»Sei stark, *Shaheed*«, sagte Samir, als spürte er, was Nabil fühlte. »Wer in Allahs Namen stirbt, ist nicht tot. Er lebt als Schatten unter

uns, auch wenn wir ihn nicht sehen können.«

Das Handy in Fadrs Hosentasche vibrierte. Er öffnete die SMS.

»Der Wagen wartet unten«, sagte er.

Es war kühl. Die drei Männer saßen dicht nebeneinander im Laderaum des Lieferwagens und wurden in jeder Kurve hin und her geschaukelt.

Samir entdeckte eine Thermoskanne, schraubte den Verschluss auf und schnupperte am Inhalt, ehe er sie weiterreichte.

»Tee?«

Nabil schüttelte den Kopf. Er betrachtete die weiße, sternförmige Narbe an Samirs Schläfe, halb verdeckt von den langen schwarzen Haaren des Freundes. Er hatte nie erzählt, woher sie stammte. Ein Wunder, sagte er nur. Sie erinnerte an eine Schusswunde, aber wer überlebte schon einen Schuss in die Schläfe?

Die jungen Männer hatten sich vor drei Monaten in einem Trainingslager im Iran kennengelernt. Fadr und Samir waren wie Brüder für ihn geworden. Es war üblich, dass einer, der gläubig war, den Weg des Märtyrers ging, *as-Shaheed*, per Video einen Abschiedsgruß sprach oder eine Erklärung verlas, damit die Familienangehörigen den Beitrag später Freunden und Nachbarn zeigen und ins Internet stellen konnten. Sie wollten dieses kleine blasphemische Land im Kriegszustand an einer sehr empfindlichen Stelle treffen. Aber Nabil war sicher, dass seine Familie in diesem Moment bei ihm war, darum hatte er keiner Kamera etwas zu sagen.

Es hatte ihn nicht gewundert, dass er der Auserwählte für diese Mission war. Seit seiner Kindheit war die Hinwendung zu Gott für ihn ganz natürlich und existenziell gewesen.

Sufyan, der Imam, hatte ihn nach dem Bürgerkrieg bei sich aufgenommen, ihn dem Mufti Ebrahim Safar Khan und dem Netzwerk vorgestellt und sich für seine Frömmigkeit und Tauglichkeit verbürgt.

Endlich hielt der Lieferwagen, die Handbremse wurde angezogen, und der Motor verstummte. Die Fahrertür wurde aufgestoßen und mit einem Knall zugeschlagen. Sie hörten Schritte, die sich entfernten, dann war alles still.

Die kommenden Stunden dösten sie vor sich hin, während es draußen langsam heller wurde. Sie hörten Stimmen in allen möglichen Sprachen, eilige Schritte, Kinder, Fahrräder, Autos und Busse, aufheulende Motoren und quietschende Reifen.

Der Tee konnte die Trockenheit aus Nabils Kehle nicht vertreiben. Er fror, dann wurde ihm

fieberheiß. Versteinert folgte sein Blick dem Sekundenzeiger der Armbanduhr an Fadrs sonnenbraunem Handgelenk, der allzu schnell um die Uhrscheibe lief.

Um Punkt halb elf setzten die beiden anderen sich auf, und Nabil vergrub das Gesicht in den Händen. So saß er ein paar Sekunden da, den Blick auf den Boden geheftet, ehe er in die Hocke ging und die Arme ausstreckte.

Die Selbstmordweste war schwer wie die Sünde der Menschheit. Lange, rechteckige Semtex-Sprengstoffblöcke waren in vier Reihen vor Brust und Rücken in Canvastaschen eingenäht. Die flachen, mit Stahlkugeln gefüllten Plastikbeutel waren an die Blöcke geklebt und am schwersten von allem. Zehntausende Stahlkugeln würden Nabils Körper in einer todbringenden Haufenwolke verlassen, wenn er die Weste sprengte. In seiner